

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 47 (1943-1944)
Heft: 16

Artikel: Das Haus zum Heimweh [Fortsetzung]
Autor: Huggenberger, Alfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-670063>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Haus zum Heimweh

ERZÄHLUNG VON ALFRED HUGGENBERGER

Fortsetzung.

Die Erntezeit ist angerückt. Regine ist auf der Büntenzelg mit Kornmähen beschäftigt. Während sie einmal beim Weizen Rückschau hält, bemerkt sie, daß sich auf dem Acker nebenan Felix Imhof zur gleichen Arbeit eingefunden hat. Da sagt sie halblaut zu sich selber: „Ah — da ist er ja schon!“ Die Mutter hat nämlich heute beim Morgenessen zu ihr gesagt: „Du, der Jakobson-Felix hat mich in den letzten Tagen dreimal zu einem Schwatz gestellt, und hat doch sonst wenig Zeit für Dinge, die nichts eintragen. Ich glaube, da ist etwas im Tun. Das wäre dann freilich ein Fall, den man sich überlegen müßte.“

Felix Imhof ist unbestritten einer der rührigsten Jungbauern in der Gemeinde. Er hat sich seit der Übernahme des väterlichen Heimwesens im Unterdorf schon sehr wacker an den Laden getan. Wohlüberlegt packt er tüchtig zu, wo etwas zu erhaschen ist. Er pflöpft Bäume um, sieht im Holz zum rechten; er weiß im Stall zur besten Zeit loszuschlagen und einzustellen. Alte Bauern geben zu, daß man von dem durchtriebenen Anfänger lernen könne. Er sei sogar schlau genug gewesen, seine Gaben und Gählein solange hinters Licht zu setzen, bis er seine drei Geschwister mit bescheidenen Stämmchen ausgekauft. Nur in einem Stück kann Imhof manchem seiner Altersgenossen die Stange nicht halten: den Mädchen gegenüber ist er etwas steif und unbeholfen. Nicht einmal tanzen hat er gelernt. So ist er bereits gegen die Dreißig gerückt, ohne den Rangk in den Ehestand gefunden zu haben. Otto Gerteis hat einmal scherzweise zu ihm gesagt: „Felix, du solltest deine Frau auf dem Viehmarkt in Großstalden kaufen können. Wenn ihrer 300 Stück dort an der Stange stünden, du fändest mit verbundenen Augen die passendste heraus.“

Kann man es als einen Zufall ansehen, daß Imhofs Weizen nun just auch auf diesen Tag schnittreif geworden ist? Nach Reginens Meinung hätte man ihn ganz gut noch einige Tage länger auf dem Halm stehen lassen dürfen. Sie weiß bestimmt, daß er etwas im Schilde führt, und sie

hat wahrhaftig ein bißchen Angst. — Nein, der nicht! ... Aber je mehr sie sich gegen die Vorstellung sträubt, um so zäher sitzt sie ihr im Nacken. „Nein!“ lehnt sie sich laut und zornig auf. „Nein...“ Doch das Wort klingt ihr in den Ohren nach, wie das Trozwort eines kleinen Kindes.

Sie wirft über die Achseln hinweg einen schielenden Blick zurück: der Imhof mäht, was er herausbringt, er wird sie einholen. Sie spannt ihre Kraft aufs äußerste an, er rückt dennoch näher. Schließlich muß sie erschöpft innehalten und nach Atem ringen. Bin ich nicht ein einfältiges Tüpfelchen? denkt sie bei sich. Was der ist und was er will, das kann mir doch gleichgültiger sein als eine Handvoll Korn.

Da kommt ihr ein Einfall. Sie nimmt die Sense auf die Schulter und geht zurück, um bei der Güterstraße weit hinter ihm mit einer neuen Mahd zu beginnen. „Gutentag“, sagt sie im Vorbeigehen, und er gibt den Gruß aufgeräumt zurück.

„So — nun mäh du meinetwegen bis auf tausend!“ möchte sie ihm zurufen. Aber kaum hat sie die Sense geschärft und ein paar Streiche gemäht, so hat er sich auch an der Straße eingefunden und fängt ebenfalls seine neue Schwade an.

Sie schaffen nun gelassen auf gleicher Höhe, nur durch den schmalen Streifen des noch stehenden Kornes voneinander getrennt. Er könnte sie leicht überholen, doch es ist ihm nicht darum zu tun. Weil ihn die Arbeit nicht voll in Anspruch nimmt, bleibt ihm genügend Atemfreiheit, um hin und wieder ein paar Worte zu ihr hinüber zu schicken. Zuerst sind es nur so die gewöhnlichen Redensarten. Der Stand des Getreides wird kennerisch beurteilt. Zu schnell abgereift. Viel Gescheer und wenig Wolle. Ein paar Jahre Runkelwiese, nachher brächte man das Doppelte heraus. Gute Ansichten hat er, muß Regine im stillen zugeben. Der bauert nicht bloß so in den Tag hinein wie die andern. Sie denkt ferner: da gibt es kein Entrinnen oder Ausweichen mehr...

Mitten im gemächlichen Schaffen, ohne daß

ein Streich versäumt wird, legt nun Felix Imhof bedachtsam los.

„Ihr habt doch gewiß auch schon daran gedacht, du und deine Mutter, was das für ein Stück Land gäbe, wenn wir unsere elf Äcker da hinaus zusammenlegen würden. Da hätte auf der Püntenzelg keiner im Dorfe mehr viel zu befehlen. Und unsere Sommerwiesen? Liegen die nicht zufällig auch nebeneinander? Was haben Bord und Graben mitten in diesem schönen Land zu tun, wo man sogar mit der Mähmaschine fahren könnte?“

Es gibt eine kleine Pause. Regine tut, als ob sie ihn nur halb verstanden hätte. Da holt er etwas weiter aus. Mit einer Selbstverständlichkeit, die seine junge Nachbarin in Erstaunen setzt, spricht er die wichtigsten Dinge fast wie belanglose Erwägungen aus.

„Ich habe mir das alles genau zurechtgelegt, es ist nichts vergessen. Wenn es euch, dir und der Mutter, paßt, so würde ich von meinem Land alles Wertvolle und Gutgelegene zu eurem Gütlein tun. Das gäbe zusammen ein Heimwesen, wie von Tauben zusammengetragen. Mein Haus mit dem Umgelände, sowie die paar Stücklein Boden, die meinem Nachbarn Jeerli besonders in die Augen stechen, würde mir der gern teuer bezahlen, schon weil wir zusammengebaut sind und sich in der engen Gerechtigkeit keiner gut einrichten kann. Wenn du dir's recht überlegst: da könnte gewiß eine schöne und richtige Sache eingefädelt werden. Das kann ich dir schon jetzt sagen: Korn mähen dürftest du mir nachher nicht mehr, das ist keine Arbeit für Frauenzimmer.“

Regine weht und mäht wieder. Imhof weht und mäht wieder. Die beiden gehen mit der Sense auf der Achsel nach der Straße zurück und fangen, jeder auf seinem schmaler werdenden Äckerlein, eine neue Mahd an.

„Was meinst du dazu,“ fragt er nach etwa einer halben Stunde hinüber.

„Das ist allerdings ein trockener Heiratsantrag,“ gibt Regine nach einigem Besinnen mit sauer-süßem Lächeln zurück. Sie hat die Hände ausruhend auf den Sensentworb gelegt und blickt verlegen über das gelbe Ähren-gärtlein hin.

Er hält auch mit Schaffen inne und laut an Worten herum. „Ich bin halt keiner von denen,

die den Mädchen den Honig auf die Zunge streichen können,“ bringt er endlich mühsam vor. „Aber wenn ich dich nicht wohl leiden könnte, so hätte ich den Plan nicht ausstudiert.“

Mit diesen Worten hat er eigentlich mehr bei ihr erreicht, als sie sich selber zugeben will. Er hat sogar erreicht, daß sie ihn einmal verstohlen ansehen muß. Nach einigem Nachdenken sagt sie offen und redlich: „Es paßt mir jetzt nicht recht, von dem zu reden.“

Er macht sich mit einer abgerissenen Ähre zu schaffen, von deren ausgehülsten Körnlein er sich einige in den Mund steckt. Dann rafft er sich zu einem ganz anständigen Bekenntnis auf:

„Es ist also wahr, daß ich dich gern habe. Wenn ich nur am Fastnachtsabend hätte tanzen können! — Nun — wenn du jetzt noch nicht ganz besonnen bist, so kann ich warten. Das Land kann auch warten. Aber was gesagt ist, das soll gesagt bleiben. Ich laß dich vorläufig in Ruh. Ich laß dir Zeit. — Mit dem Weizen da eilt es eigentlich auch nicht so sehr. Mach' es gut und mäh nur, was du magst.“ Damit schüttet er das Wasser aus seinem Weizenfutter weg und geht, die Sense nachlässig in der Hand tragend, langsam seiner Wege. Mit einem gelinden Schrecken bemerkt Regine, daß ihre Mutter inzwischen vorn an der Straße mit dem Aufnehmen und Ausbreiten der gemähten Frucht begonnen hat. Ob ihr wohl nichts aufgefallen ist? . . .

Am Sonntag abend vor dem Zunachten sitzen die beiden Frauen auf dem Bänklein unter dem Pfundapfelbaum im Obstgarten. Sie plaudern vom Wochentwerk und wie man jetzt das Getreide schön einbringe.

Da bringt Frau Annette unversehens die Frage vor, was denn eigentlich der Jakob-Felix vorgestern auf der Püntenzelg mit ihr, Regine, zu wertweisen gehabt habe?

Regine sucht auszuweichen. „Hä, was man so sagt, wenn man zufällig zusammentrifft und meint, man müsse etwas schwätzen. Wer wollte derlei Redensarten in acht nehmen? Ich glaube, von Kunstwiesen hat er etwas dahergebracht. Er will ja immer etwas Neues erfinden. Und zuletzt ist er dann doch zur Einsicht gekommen, daß sein Weizen noch nicht reif sei. Ich hätte ihm das schon im Anfang sagen können.“

Die Mutter läßt sich kein X für ein U vor-machen. „Hat er nicht etwa einen a n d e r n Wei-zen gemeint?“ forscht sie nachdrücklich, schon halb überweisend. Da muß Regine wohl oder übel klein begeben. „Das hat der Felix allerdings auch so durch die Blume angetönt, daß unser Land in den Bünten und auch sonstwo sich gut zusammen-legen ließe. Sein Haus würde, scheint, der Zeerli nebenan gern kaufen.“

Die Bächlerin besinnt sich eine gute Weile. „Sind das Kunstwiesengespräche?“ fragt sie dann, scheinbar höflich erstaunt, fügt aber sogleich mit großer Überzeugung hinzu: „Du — Regine — paß auf, was du machst! Ich habe ihm alles am Gesicht abgelesen, als er an mir vorbeiging. Er hat es sehr schwer genommen. B e s i n n dich! Einmal, zweimal — dreimal! Eine ungeschickte Sache ist das nicht.“

Regine erschrickt ob dem Übereifer der Mutter. Aber sie findet doch nun den Mut, sich ein wenig empor zu richten. „Kommt es denn bloß einzig darauf an, ob die Äcker zusammenpassen? Ist das andere Nebensache?“

„Welches andere? Ich weiß nicht, was du da meinst.“ Die Bächlerin stellt sich ganz einfältig, um dann aber gleich einzulenken. „Ach so — du denkst an diese Ideen, die sich die jungen Mäd-chen manchmal so aus den Fingern saugen. Ich habe das auch nicht besser gemacht, alle machen das so. Es wäre ja recht schön, wenn nur nachher mehr übrig bliebe, von der gemeinten Erdengott-seligkeit. Aber auf dem Land da ist es halt so: wenn auch das Gernhaben im Anfang fast bis in den Himmel hinaufginge, so müssen die Ver-gißmeinnichtblümchen und Nägelein ihre Köpf-chen doch bald einziehen, weil wir in eine harte und mühselige Welt hineingestellt sind. Ich sage dir das ungern, und doch wollte ich, meine Mut-ter hätte es mir auch gesagt. Die Männer machen nicht mehr so viel Aufhebens von uns, wenn wir erst ihnen gehören, wie sie meinen. Nach ihrem Dafürhalten ist alles getan, wenn ihre Weiber rechte Kleider tragen und sich täglich satt essen können. ‚Unsere Weiber‘, sagen sie im Wirtshaus. ‚Unsere Weiber.‘ Sie denken dabei an pralle Arme, sie lassen etwas von Lustbarkeit durch-sickern. Aber ihren Seelen geben sie die Arbeit zu essen und den Jaß. Stell du auf dich ab, ganz auf

dich! Lerne du dein Herz für dich selber in Ge-brauch nehmen! Hänge dein Herz an eine Hei-mat, an ein krankes Lämmchen, an ein Kind, wenn du eines hast! — Ich weiß schon, wen du jetzt meinst, ich habe ja das Brieflein gelesen. Aber ich bin ganz von dem Gedanken abgekome-nen, seit es ihm im Tal so gut paßt. Nun, für heut machen wir jetzt Feierabend. Kommt Zeit, kommt Rat!“

164 H a s e l n ü s s e.

Der Spätsommer tut auf der Buchhaldener Höhe manches kleine Wunder, besonders wenn er sich dazu noch mit dem Sonntag verbündet. Die ersten Herbstzeitlosen, die letzten gelben Haber-äcker! Die Luft ist noch sommerwarm, alles ist recht innig und hingegen in die milde Sonnen-lust hineingetaucht; Dorf und Hängewiesen, fruchtbeladene Bäume, die Stangenbohnen, die in überhängendem, saftgrünem Gewand wie ver-wunschene Feldfrauen reihenweis auf den klei-nen Hausäckern stehen, alles ist so hochbereit, des Sommers langsam scheidende Herrlichkeit an-dächtig in sich aufzunehmen, daß auch mancher verrosteten Bauernseele übereins ein kleiner Flug gelingt und sie sich über den stumpfen Kram des Werkeltages auf Augenblicke hinwegheben kann.

An so einem lieben Sonntagnachmittag ist Re-gine den Schaubühlfußweg hinaufgestiegen und streift nun dem Rande des Hirzenwaldes entlang, wo alte Haselstauden ihre reifen Früchte beschei-den, ganz unaufdringlich zum Geschenk darbieten. Sie ist schon als Kind ein rechtes Haselnußnär-chen gewesen. Alle Grünhäge im Gemeindebann hat sie nach dem letzten Hocken (Vier auf einem Stiel zusammensitzende Nüsse) abgesucht, hat hohe Stauden erstiegen, bis sie sich unter der kleinen Last zur Erde bogen und ihren Segen williglich hergeben mußten. Sie kam auf ihren Hamster-zügen bis zum Hirzensprung hinauf, sie betrieb das Pflücken mit so leidenschaftlicher Lust, daß es ihr kein Knabe gleichtat, ja, daß sie sich zu einer Zeit den lustigen Übernamen „die Haselnuß“ ge-fallen lassen mußte.

Heute wandelt auf den Kindheitspfaden etwas wie eine liebe Ahnung neben ihr her. Die im Täschchen versammelten Nüsse scheinen ihr mit



Frühlingsblumen

einem wissenden Lächeln zuzuflüstern: Wozu hast du dir denn die große Mühe genommen? Du bist ja beim Pflücken immer anderswo gewesen mit deinen wunderlichen Augen . . .

Der Haselnußbaum an der hintersten Grenze der Sommerwiesen, da wo die Güterstraße in den Wald einmündet, muß halt auch noch daran. Sein Stamm ist kaum Schuhhoch, es ist lächerlich, von einem Baum zu reden. Aber er hat nun einmal immer so geheißsen, und er gibt sich mit seinem weitverzweigten Geäst auch alle Mühe, dem stolzen Namen Ehre zu machen und glaubt ihn ohne Überhebung führen zu dürfen, hat er doch sogar zwei regelrechte Wipfel, die man, von Ast zu Ast turnend, ohne Halsgefahr erreichen kann.

Regine vermag dem Gelüste nicht zu widerstehen, den Baum, auf dem sie als Kind so oft herumgeklettert ist, wieder einmal zu ersteigen, gehören doch seine Früchte zu den schönsten und größten weitherum. O, es geht ja spielend, so leicht hat sie es sich gar nicht gedacht. Nach kaum

einer Minute sitzt sie schon bequem in der obersten Astgabel des einen Wipfels. Zu mausen gibt es nicht mehr viel, es hängen nur noch vereinzelte Nüsse an den äußersten Zweigen, es lohnt sich kaum der Mühe, sie zu ergattern. Nun, es ist immerhin eine recht vergnügliche Sache, als Herbstfräulein da auf dem lustigen Thron zu sitzen und ein wenig über das Leben nachzudenken. Man hat ja sonst wenig Zeit dazu. Die Jährlein flattern wie Sommervögel an einem vorbei. Wenn man einen davon fangen möchte, um ihn sich aus der Nähe so recht anzusehen, so ist er schon über alle Hügel hinaus. Plötzlich fällt ihr ein: Jetzt meine ich da wie ein Kind auf dem Haselnußbaum zu sitzen, und bin schon so weit, weit von mir selber weg, daß ich mich gar nicht mehr erkennen kann. Vielleicht werd ich schon bald, bald darüber lächeln können, wie ich einmal Sonntags mit einem einfältigen Mädchentraum an der Hand Haselnüsse suchen ging . . .

Regine erwägt bereits den Beschluß, abzustei-

gen und den Heimweg anzutreten, als sie jemanden den Waldweg herabkommen hört. Zwischen Blattwerk und Stämmen hindurch kann sie erhaschen, daß es Otto Gerteis ist.

Sie hält sich still, in der Hoffnung, ungesehen zu bleiben; aber der Waldgänger scheint es auch auf den Haselnußbaum abgesehen zu haben, er biegt vom Wege ab und hebt nun schon das Täschchen mit den Nüssen als einen lustigen Fund an der Schnur vom Boden auf, worauf er suchend durchs verworrene Geäst emporspäht.

„Eine Haselnuß muß man nicht auf einem Birnbaum suchen!“ ruft er lachend hinauf. Er macht sich kurzerhand daran, den kleineren der beiden Wipfel des Haselbaumes zu ersteigen. Auf gleicher Höhe mit ihr angelangt, steckt er ihr die Hand zum Gruße hinüber. „So finde ich dich doch endlich, du Waldfrau! Jetzt wollen wir aber miteinander einen schönen Spaziergang durch den Hirzenwald machen, gelt! Nur einen Hocken Nüsse muß ich erst noch für dich herschaffen.“ Er gibt sich redlich Mühe, von dem übriggebliebenen Sommerfegen noch ein dürftiges Nestlein in seinen Besitz zu bringen, während Regine behutsam den festen Boden gewinnt.

Auch Otto läßt sich nun rasch herab. Er hält ihr in der geschlossenen Hand ein paar Haselnüsse hin. „Grad oder ungrad? — Wenn du es nicht errätst, so viel Nüsse, wie ich Nüsse in der Hand habe!“

Sie will nicht ans Raten hin, aber er läßt nicht locker. „Grad oder ungrad? . . .“

„Grad. Aber das andere gilt dann nicht!“

„Von mir aus gilt es!“

Er öffnet die Hand, es sind drei Nüsse darin.

Nachdem er sich flüchtig umgesehen, legt er ihr den Arm um den Hals, sie küssen sich. Es ist das erstemal. Regine denkt erschrocken: Da hat man nicht viel Zeit, sich zu besinnen . . . Als er sie noch einmal an sich ziehen will, weicht sie ihm aus und tritt etwas beiseite.

„Es sind nur drei gewesen!“

Otto Gerteis setzt sich nun auf das Nasenbördchen und bittet sie, das gleiche zu tun. „Komm, wir wollen uns den Herbst ein wenig ansehen! Und das Nest Buchhalden. Man geht halt doch gern wieder daherauf, wenn man eine Zeitlang fortgewesen ist.“

Diese Worte hört sie gern von ihm. Sie ziert sich nicht, sie nimmt neben ihm Platz, das Säcklein mit den Nüssen zwischen sich und ihn hineliegend. Er nimmt dieses auf und guckt neugierig hinein. „Da bist du aber recht fleißig gewesen,“ lobt er; es blizt schon wieder ein Schalk aus seinen Augen.

„Willst du nicht noch einmal raten? Zeit haben wir ja dazu.“

Er hält das Säcklein hoch: „Grad oder ungrad? — Die Bedingungen sind die gleichen, wie vorhin.“

Sie schüttelt ablehnend den Kopf. Lachen und scherzen — ei, das wäre wohl hübsch; aber lieber erst dann, wenn man sich so recht von Herzen kennt und beieinander geborgen fühlen kann.

Er versucht, in ihren Augen zu lesen; doch sie blickt geradeaus über die Wiesen hinweg, nicht ganz froh, wie ihm scheint, aber doch mit einem sonntäglichen Schimmer auf dem klaren, ebenmäßigen Antlitz.

(Fortsetzung folgt.)

Pfingstrose

Ich sah sie betend ihre Wallfahrt tun
Im Märzenfrost. Sie hob die klammen Hände
Flehete zur Sonne, daß sie Wärme spende;
Die Füße schmerzten in zu harten Schuhn.

Es kam April. Gemessen und sehr kühl
Ging er der Klösterlichen still zur Seite.
Sie aber sehnte heimlich sich nach Weite,
Und spürte drängend weltliches Gefühl.

Und eines Tages begegnete ihr Mai,
Ein Jüngling, in Versührungskunst erfahren.
Das Fräulein warf sich stürmisch in Gefahren
Und wollte wissen, wie die Liebe sei.

Nun träumt sie, an den Holden angeschmiegt,
In einem Kleid aus prunkend roter Seide,
Und weiß erbebend schon von ihrem Leide.
Und daß sie einem Stärkeren erliegt. Emil Schibli.